

Sonja Friedmann-Wolf  
Im roten Eis

 aufbau



Sonja Friedmann-Wolf

# IM ROTEN EIS

Schicksalswege meiner Familie

1933–1958

Herausgegeben  
von Reinhard Müller  
und Ingo Way

 aufbau

Mit einem Nachwort von Ester Noter

Mit 39 Fotos und Faksimile

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Bundesstiftung  
zur Aufarbeitung der SED-Diktatur



ISBN 978-3-351-03538-9

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2013

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2013

Einbandgestaltung hißmann, heilmann, Hamburg

Satz und Reproduktion LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

[www.aufbau-verlag.de](http://www.aufbau-verlag.de)

## Kapitel 16

### »Bürger Wolf, Sie sind verhaftet von den Organen des NKWD!«

Viele, die ihrer Zeit vorausgeeilt  
waren, mussten auf sie in sehr  
unbequemen Unterkünften warten.

*Stanislaw Jerzy Lec*

Mich als Kind aus dem Schlaf zu reißen war nicht einfach. Man konnte dies weder durch Rütteln und Schütteln noch durch lautes Rufen meines Namens erreichen. Doch genügte es, Licht anzuzünden oder mir eine brennende Taschenlampe vor Augen zu halten, um mich sofort hellwach zu machen.

So störte mich auch nicht das in der Nacht vom 28. zum 29. November 1937 von vier Prätorianern der sowjetischen Staatsgewalt verursachte wilde Klopfen und Pochen an unserer Wohnungstür. Und ihr schmetterndes: »Bürger Wolf, Sie sind verhaftet von den Organen des NKWD!«, mit dem sie Vater gegenübertraten, drang nicht in mein Bewusstsein. Erst als die außergewöhnlich gründliche Haussuchung sich auch auf das Kinderzimmer ausdehnte, brachte mich plötzliches Lichtenmachen zu mir. Geblendet blinzelte ich mit den Augen.

Breitspurig, das Gewehr mit aufgefanztem Bajonett zu seinen Füßen, stand direkt mir gegenüber vor der Zimmertür ein kahlgeschorener Rotarmist. Sein einfaches Bauerngesicht drückte tierischen Ernst und grimmige Entschlossenheit aus. Ein anderer Kahlgeschorener betätigte sich damit, dass er Kleider- und Wäschestücke aus Walters und meinen Wandschrank zerrte und hinter sich auf den Boden warf. Hand in Hand auf Walters Bett saßen beide Eltern.

»Nehmen sie euch mit?«, fragte ich, die Situation sofort richtig einschätzend.

»Nur mich«, beschwichtigte Vater.

Eigentümlicherweise fühlte ich mich durch dieses »Nur mich« tatsächlich beruhigt. Ich gähnte, reckte und streckte mich, bis alle Glieder krachten. Beobachtete.

»Was suchen Sie denn eigentlich?«, erkundigte ich mich bei dem eifrigen Wühler am Schrank, erhielt jedoch keine Antwort. So wendete ich mich wieder meinen Eltern zu. Und das Gesicht meiner Mutter ließ mich vor Unbehagen erschauern. Genauso sollte sie zwei Jahre später aussehen, als sich über der an Schlafmitteln Vergifteten der Sargdeckel schloss. In ihren fahlen, leblosen Zügen lag bereits die maskenhafte Starre des Todes.

Neben ihr, den Oberkörper vornübergebeugt, die gefalteten Hände zwischen den Knien, saß Vater. Auch heute noch denke ich gerne daran zurück, wie viel geistige Überlegenheit, wie viel ungekünstelte Seelenruhe in den langen fatalen Stunden dieses letzten Zusammenseins mit uns von ihm ausstrahlte. Sein Gesicht, vielleicht um eine Schattierung blasser als gewöhnlich, war klar und furchtlos, nur ernst und sehr gesammelt. Man sah es deutlich: Vater überlegte; Vater dachte nach. Genau zu sagen, was alles in ihm damals vorging, würde schwerfallen. Eins aber weiß ich mit Bestimmtheit: Sein stummes Wägen und Abschätzen, dieses konzentrierte Insichgehen eines betrogenen und verratenen Idealisten – es kam zu spät.

Unser Wandschrank gähnte bereits vor Leere. Der Rotarmist verblieb, eine Sekunde zögernd, zwischen kunterbunt durcheinandergeworfenen Kindersachen und trat dann mit demselben entschlossenen Gesichtsausdruck, den sein bewaffneter Kamerad vor der Tür zeigte, an mein Bett.

»Aufstehen!«, befahl er.

Ich wurde wütend.

»Glauben Sie denn wirklich und wahrhaftig, ich liege auf einem Munitionslager?!«

Vater schaute mich nur wortlos an. Da stand ich auf.

Nachdem meine Bettsachen durchwühlt waren, wiederholte sich dieselbe Prozedur nochmals.

»Aufstehen!«, wurde Walter angebellt.

»Aaa? Mnja, mnja, mnja ...«

Eins, zwei und mein Bruder stand auf den Beinen.

»Ja, aber ... Aber was ist denn?«, lallte er schlaftrunken.

Mutter zog den Taumelnden auf ihre Knie. Dort kuschelte er sich wohligh zurecht und döste weiter.

Vor Ärger und Aufregung überkam mich ein sich sonst nachts nie meldendes natürliches Bedürfnis. Erst schämte ich mich ein bisschen, doch trat ich dann kurz entschlossen auf unseren Türhüter zu. »Verzeihung, aber ich muss auf die Toilette«, erklärte ich dem, da ließ er mich durch.

Beim Rückweg durch den Korridor ließ mich ein unerwartet lautes Poltern und Krachen, das aus unserem Esszimmer drang, zusammenfahren. Neugierig steckte ich den Kopf durch den Türspalt. Dort sah ich einen dritten Rotarmisten auf dem Boden knien, ausgerüstet mit einem kupfernen Briefbeschwerer und unserem Brotmesser, bemühte er sich, das Parkett aufzubrechen. Obwohl er angestrengt stöhnte und fluchte und sein ebenfalls kahl geschorener Schädel vor Schweiß glänzte wie eine Billardkugel, erzielte er mehr Lärm als Resultate. Amüsiert kicherte ich hellauf.

»Nanu? Was findest du denn so komisch?«, erklang da eine bestlustige Stimme. Sie gehörte einem älteren Staatssicherheitsbeamten, der, von Büchern umgeben, an unserem Tisch saß. Sein blaßes, abgespanntes Gesicht verzog sich zu einer halb lachenden, halb weinenden Grimasse. »Jegorow, höre schon auf damit. Man versteht ja sein eigenes Wort nicht mehr. Los, los, begib dich in die Küche und suche dort.« Daraufhin verschwand der Rotarmist. Und ich trat näher. Freundlich musterten mich müde, rot umrandete Augen.

»Kannst du Deutsch?«

Ich nickte.

»Dann sei mir doch etwas behilflich«, bat der Mann und hielt mir einen Band Upton Sinclairs unter die Nase. »Wie heißt zum Beispiel dieses Buch?«

»König Kohle.«

Dann ging ich an unsere Regale heran und erklärte ihm die Rei-

henfolge unserer wohleingordneten Schätze. »Hier sind russische Klassiker, dort französische und englische Schriftsteller. Und im Glasschrank stehen unsere deutschen: Schiller, Lessing, Goethe, Heine ...«

Der Beamte glaubte sich verhöhnt zu haben.

»Geinrich Geeine?«, wiederholte er darum.

»Ja, Heinrich Heine.«

»Ach, Cheeinrich Cheeine«, bemühte sich der Beamte, diesen für einen Russen schwierigen Namen richtig auszusprechen. »Cha – Che – Cheeine.« Es ging nicht. Lachend zeigte er schöne ebemäßige Zähne.

Der Mann gefiel mir, so lachte ich mit. Freundschaftlich legte er mir den Arm um die Schultern, zog ihn allerdings nach einem scheuen Blick in Richtung der geöffneten Tür schnell wieder zurück.

»Hast du alle diese Bücher hier gelesen?«, fragte er, sich sichtlich bemügend, einen strengeren Ton mit mir anzuschlagen.

»Fast alles.«

»Dann muss dir ja wohl bekannt sein, ob ihr vielleicht verbotene Literatur besitzt?«

»Verbotene Literatur??« Verdutzt dachte ich nach. »Etwa Trotzki?«

»Ja, ja, auch Trotzki«, bestätigte der Beamte. Und in den Tiefen seiner wohlwollend auf mir ruhenden Augen erglomm ein katzenhaft lauerndes Fünkchen.

Ich musste ihn jedoch enttäuschen.

»Trotzki und überhaupt trotzkistische Autoren haben wir nie besessen.«

»So«, sagte er und wurde immer offizieller. »Und was ist das?«, fragte er nur noch der Form halber.

Ich übersetzte.

»Und das?«

»Anna Karenina.«

»Und dieses hier?«

Ich schluckte krampfhaft und musste mich ans Regal anlehnen. Der Beamte wies auf Adolf Hitlers »Mein Kampf«.

Vater hatte bald nach unserer Ankunft in Moskau in einer me-



dizinischen Zeitschrift einen Artikel veröffentlicht, in dem er über die »Rassentheorien« des deutschen Führers losgezogen war. Aber du liebe Güte! Erkläre das jetzt einem sowjetischen Staatssicherheitsprätorianer.

»Liebe muss zärtlich sein«, übersetzte ich, ohne mit der Wimper zu zucken, und merkte zu spät, dass als Ersatz für das prompte »Mein Kampf« ich einen zu vielwortigen Titel erwählt hatte. Mein Lapsus blieb unbemerkt.

»Choroscho«, sagte der Beamte. »Gut. Schluss damit.« Er war total ausgepumpt. Nacht für Nacht musste er in fremde Wohnungen eindringen und, statt schlafend im eigenen Bett zu liegen, nutzlos in fremden Sachen herumstöbern. Er konnte einem leidtun.

»Nimm dir aus dem Zimmer, was du willst«, gestattete er mir. »Nur beeile dich. Es wird nämlich versiegelt. Wir müssen uns noch einmal eingehender mit der Bibliothek beschäftigen. Heute ist es aber zu spät dafür.«

Von sicherem Instinkt geleitet, bemächtigte ich mich unseres Radioapparates und trug ihn hinaus. Wiederkommend sah ich mich ratlos um. Es war dies unser größtes, unser bestmöbliertes Zimmer.

»Los, los! Dawai, dawai!«

Ich riss noch einen teuren handgewebten Überwurf vom Sofa, in dem ich unbemerkt Adolf Hitlers Prachtexemplar verschwinden ließ. Als ich es noch ein drittes Mal versuchen wollte, fand ich die Zimmertür verschlossen. An ihr dampften bereits zwei rote runde Siegel.

»Wird es lange zu sein?«, fragte ich den Beamten, der immer noch mit dem mörderisch stinkenden Siegellack herumhantierte.

»Bis zum Ende der Untersuchung.«

»Wie lange dauert denn in der Regel eine Untersuchung?«

»Wenn du alles weißt, wirst du zu früh alt«, scherzte er.

»Und wann kommt unser Vater zurück?«, ließ ich nicht locker.

»Sowie sich seine Unschuld herausgestellt hat.«

Erkenntlichkeit überwältigte mich. »Spassibo«, stammelte ich. »Wie nett von Ihnen. Wirklich vielen Dank.«

Ich wurde nicht mehr beachtet. »Führt den Verhafteten heraus!«, rief der Beamte an mir vorbei. Mit Vater in der Mitte erschienen zwei der Kahlgeschorenen.

»Hände hoch!«

Vater zögerte.

»Hände hoch!!«

Das klang schon viel schärfer. Der Beamte trat ganz nah an Vater heran und steckte seine Hände in dessen Hosentaschen. Nachsichtig schaute der auf den ihn abtastenden und abklopfenden Menschen nieder. Der Beamte war nicht klein. Größer als mittelgroß war er. Und doch überragte ihn Vater mindestens um Kopfeslänge. Schließlich ergab die erniedrigende Leibesvisitation nur noch ein zerknittertes Taschentuch.

»Abführen!«, schnarrte der Beamte.

Vor dem Hinausgehen drehte sich Vater noch einmal um.

»Rotfront!«, grüßte er und ballte die zur Schulter erhobene Rechte zur Faust. Und mit innigem Blick auf Mutter: »Du und ich, wir haben nichts verschuldet, wir brauchen uns nichts vorzuwerfen. Und das ist doch die Hauptsache. Gelt, Marthelchen?«

»Ja«, wollte Mutter sagen, doch sie bewegte nur lautlos die Lippen. Kein Wort brachte sie hervor.

Dann fiel die Wohnungstür ins Schloss, und wir blieben allein. Aus der Küche kam dumpfes, verhaltenes Schluchzen. Dort weinte die Wolgadeutsche in ihre Kissen. Unwillkürlich presste ich beide Hände auf die Brust. Der Gedanke, Vater hat mir zum Abschied ja gar nichts gesagt, fiel hammerartig auf mein Herz.

»Papa!«, schrie ich und warf mich zur Tür. »Papa!«

»Wohin ...??«, erschrak Mutter, und sie verstellte mir den Weg.

Wie ein Wiesel schlüpfte ich unter ihren ausgebreiteten Armen hindurch. »Papa!«, schrie ich, zwei Stufen auf einmal nehmend. »Papa!«

Den einen Pantoffel verlor ich im zweiten Stock vor Mathildes Tür, den anderen schon ganz unten. Mit bloßen Füßen trat ich auf festgefrorenen Schnee und sah gerade noch Vaters Rücken im »Schwarzen Raben« verschwinden. Ich holte tief Luft, doch blieb mir mein Schrei im Halse stecken. Neben dem Auto stand ein

Nachtgespenst. Nach genauerem Hinstarren entpuppte es sich als die nur mit einem Hemd bekleidete Esther Müller. Vor Erschütterung war die Ärmste in den Jargon ihrer Kindheit zurückgefallen, ins Jiddische.

»Wei zu meine Joren!«, stöhnte sie. »Wei zu meine Joren.«

Ich konnte nicht mehr weiter, so sehr zitterten mir die Beine. Hatte man etwa auch Betty? ... Nein, da kam sie schon angelaufen, genau wie ich, nur im Pyjama.

»Papa!«, schrie sie. »Papa!« Und ich schrie mit.

Aus der Chauffeurskabine meldete sich eine vor Zorn überkippende Stimme. »Ruhe!«, verlangte die. »Kein Aufsehen erregen! Das ist verboten.«

Da verstummten wir.

Noch einige Bewohner unseres »Weltoktobers« wurden an den Wagen geführt. Als Letzte wurde Mathildes Mutter hineingeschoben.

Nach ihr schloss der »Schwarze Rabe« endlich seinen vergitterten Wanst, für heute hatte er scheinbar genug gefressen. Träge setzte er sich in Bewegung.

Sternlose, lichtlose Nacht umgab uns. Frost umgab uns. Betty zitterte vor Kälte am ganzen Körper. Haltlos klapperte ich mit den Zähnen, und meine nackten Fußsohlen brannten wie Feuer.

»Tooni«, jammerte Genossin Müller. Erst verstand ich gar nicht, wen sie damit meinte. »Toni, Schwesterl ...«, wimmerte sie. Da war ich im Bilde.

Liebevoll wurde die Weinende von hinten umfasst.

»Verlass mich nicht!«, flehte sie, das tränennasse Gesicht ihrer Tochter zuwendend. »Um Gottes willen, verlass mich nicht.«

»Aber wo denkst du denn hin?«, beschwichtigte Betty. »Wo werd ich denn. Komm, Mammi. Komm nach Hause. Du musst dich doch schonen. Dich und unser Kleines«, und zu meiner grenzenlosen Bestürzung streichelte sie zart und behutsam über der Mutter gewölbten Leib.

Grenzenlose Bitterkeit nahm von mir Besitz. Nein, war es nicht zum Heulen? Das Ereignis, welches Betty, hoffend und verzichtend, jahrelang herbeigesehnt hatte, eine Gemeinheit des Schick-

sals, jetzt sollte es eintreffen. Oder irrte ich mich vielleicht? Nein. Die verschwommenen Konturen der Gestalt, ihr Gang, das aufgedunsene, leberfleckige Gesicht – all diese Symptome ließen jeden Irrtum ausgeschlossen. Esther Müller war schwanger. Sie erwartete ein Kind.

## Kapitel 17

### Mutter sucht Hilfe bei Wilhelm Pieck und Walter Ulbricht

Gleich den darauf folgenden Vormittag bestellte der Direktor des Utschpedgis-Verlages Mutter zu sich.

»Frauen entlarvter Volksfeinde können natürlich bei uns keine Redakteurposten bekleiden«, eröffnete er ihr. »Das versteht sich doch von selbst, nicht wahr?«

Es verstand sich von selbst, und Mutter erhielt noch am selbigen Tage ihre Entlassung. Nur wenige Wochen später nahmen die sowjetischen Staatssicherheitsorgane in besagtem Utschpedgis eine ihrer generellen Säuberungen vor, der als Erster Mutters ehemaliger Direktor erlag. Ihm folgten einer nach dem anderen seine Stellvertreterin, der Hauptbuchhalter des Verlages namens Uritzki, der Rechtskonsulent und eine ganze Anzahl Redakteure und sonstiger Mitarbeiter.

Mutter hatte sich seit dem Erlass des Abortverbotes erbittert geschworen, sich in der Sowjetunion nicht mehr als Ärztin zu betätigen. Aber »Sage nicht hoppla, bevor dir dein Sprung nicht geglückt ist«, lehrt ein vor übereilten Entschlüssen mahnendes russisches Sprichwort. Um nicht mit ihren zwei Kindern zu verhungern, sah Mutter sich gezwungen, eine Anstellung in einer Poliklinik oder in einem Entbindungsheim zu suchen.

Ganz unerwarteterweise sollte es auch bei dieser Bemühung nicht ohne abermalige bittere Erfahrungen abgehen. Sogar von Ärzten, die dazumal in der Sowjetunion noch eine Rarität waren und an denen es überall mangelte, verlangte man »reine Biographien«. Da Mutter aber keinen unbefleckten Lebenslauf nachwei-

sen konnte, hatten die verantwortlichen Chefärzte beziehungsweise Kaderleiter einfach Angst, die Anstellung solch fragwürdigen Elements, das sie nun war, zuzulassen.

Es begann das reine Karussellreiten. Tagsüber lief Mutter, Arbeit suchend, in der Stadt herum; abends kehrte sie müde, anfangs jedoch in hoffnungsfreudiger Stimmung heim, füllte einen oder gleich mehrere der erhaltenen Fragebögen aus, gab sie ab ..., und das Resultat blieb immer dasselbe: Man brauchte ihr Können nicht.

Sie wendete sich an das Gesundheitsministerium. Umsonst. Sie besuchte den zentralen Gewerkschaftsverband. Dort benahm man sich entgegenkommend.

»Ja, gewiss haben Sie Recht auf Arbeit«, wurde ihr gesagt. »Aber natürlich!« So stehe es doch in der Stalin'schen Verfassung. Man verlangte nach ihrem Diplom, überprüfte es, staunte anerkennend über das hohe Dienstalder meiner Mutter, steckte auch beflissen die Nasen in die von ihr vorgelegten medizinischen Artikel und Broschüren, die sie seinerzeit in Deutschland verfasst hatte; man notierte sich nebst Adresse ihren Vor-, Vaters- und Nachnamen auf ..., und dabei blieb es.

Schweren Herzens beschloss Mutter, die deutsche Sektion der Komintern aufzusuchen. Da sie an einem Nachmittag hinging und die Schularbeiten schon gemacht waren, begleitete ich sie. Den ganzen weiten Weg über – wir fuhren erst mit der Elektrischen und stiegen dann in die Metro um – weinte Mutter. Und ich schämte mich ihretwegen entsetzlich vor den vielen fremden Menschen um uns herum.

Die Empfangsstelle für Mitglieder der Kommunistischen Partei Deutschlands befand sich in der Nähe des Roten Platzes in zwei engen verstaubten Räumen. Schon im Vorzimmer, in dem wir uns nur kurz aufhielten, war wenig von der in Politemigrantenkreisen immer mit so viel Rührung bedachten deutschen Reinlichkeit zu merken. Auch war es sogar für russische Verhältnisse miserabel eingerichtet. Es standen da nur wenige billige Holzstühle, und an den Wänden klebten, Wachsamkeit fordernd, zahlreiche Plakate. Von der Decke hing an überlanger Schnur eine reichlich mit Fliegendreck versehene schirmlose Glasbirne.

Der zweite Raum unterschied sich vom ersten nur dadurch, dass außer den schäbigen Holzstühlen sich hier noch ein Holzstuhl und ein Schreibtisch befanden und dass statt der vergilbten Plakate ein verglaster Ernst Thälmann von der Wand grüßte. Die auch hier an überlanger Schnur herabbaumelnde elektrische Birne strotzte genauso vor Schmutz wie ihre Kollegin im Wartezimmer.

Den Empfang leitete ein Genosse namens Walter Dittbender. Und es machte dieser Vertrauensmann der KPD-Leitung in der Sowjetunion auf mich denselben verstaubten und ungepflegten Eindruck wie seine Umgebung. Dittbender hatte hängende Schultern und einen krummen Rücken; beim Gehen schlurfte er mit den Füßen. Er muss an einer Herz- oder Nierenkrankheit gelitten haben, denn unter seinen unetwinkerten Augen runzelten sich bräunliche Tränensäcke. Mit Walter Ulbricht, seinem adretten, rüstigen und energischen Chef, hatte er nur den Vornamen und das Leninbärtchen gemein.

Dittbenders Arbeit bestand darin, dass er augenzwinkernd, hustend und hütelnd Parteibeiträge einkassierte und sich nebenbei die Bitten und Klagen der deutschen Politemigranten anhörte, dieselben weiterführte oder auch nicht weiterführte. Letzteres hing von den ihm erteilten Instruktionen ab.

Als wir bei ihm eintraten, hatte er gerade ein Telefongespräch beendet. Er hob zum Gruß die Hand, zwinkerte unetwinkt mit den Augen und sagte: »Tag, Martha.« Ganz Ohr, wendete er sich ihr zu. »Was liegt dir denn auf dem Herzen?«

Mutter lächelte ihr trübes Lächeln.

»Ich glaube nicht, dass du viel Spaß daran hättest, dies zu erfahren«, meinte sie. »Doch bin ich leider gezwungen, mich mit einer dringenden Bitte an die Parteileitung zu wenden, von deren Erfüllung meine und meiner Kinder Existenz abhängt.«

»Schieße los.«

Mutter rieb sich nervös die Hände.

»Im Grunde gesagt, ich möchte mit dem Genossen Pieck persönlich über meine Sorgen sprechen. Sei so gut, Walter, und melde mich bei ihm an.«

Dittbender zog ein Kartonschächtelchen hervor und klappte es auf.

»Zigarette gefällig?«

Mutter schüttelte nur ungeduldig den Kopf. Mutter wartete auf Antwort. Und nolens volens, Dittbender musste sie ihr geben. Er rauchte umständlich, tat einen Zug, noch einen, seufzte.

»Geht nicht«, sagte er schließlich. »Leider ...«, fügte er noch hinzu.

Die Knöchel an Mutters Händen traten ganz weiß hervor.

»Was soll das heißen?!«

Vertrauen heischend, beugte sich Dittbender ihr entgegen.

»Sag, Martha, willst du mit Wilhelm über deinen verhafteten Mann reden?«

»Nein«, sagte Mutter. Und um Beherrschung ringend, knackte sie mit den Fingern. »Nein«, sagte sie noch einmal. »Ich habe gehört, dass er und der Ulbricht das Treiben des NKWD bejahen. Auch wenn es sich um alte ergebene Genossen handelt, die meuchlings ermordet werden. Auch wenn schuld- und grundlos unsere besten Leute im hohen Norden oder im fernen Osten verschwinden. Bei dem Menschenverlust, den die KPD hier, in der Sowjetunion, erlitten hat, kommt es auf meinen Mann schon gar nicht mehr an.«

Der starre, anklagende Blick Mutters rot geweinter Augen saugte sich an der gesenkten Stirn des Kominternbeamten fest, schien sie zu durchbohren. Unbehaglich rutschte Dittbender auf seinem Holzstuhl hin und her. Der leicht überkochende Jähzorn der Genossin Martha Ruben-Wolf war sprichwörtlich in der Partei.

»Also gut, Martha ..., lassen wir das«, lenkte er ab. »Zur Sache, bitte. Womit soll die Parteileitung dir denn behilflich sein?«

»Ich kann keine Anstellung kriegen«, klagte Mutter. »Da wollte ich den Genossen Pieck bitten ... Vielleicht könnte er sich für mich verbürgen. Er kennt mich ja, Gott sei Dank, zur Genüge.«

Absolutes Nicht-verstehen-Können mimend, schüttelte Dittbender sein Leninbärtchen.

»Das ist ja ... Wieso gibt man dir denn keine Arbeit?«

»Wieso, wieso!«, erregte sich Mutter. »Weil ich die Frau eines

Schädlings, eines Trotzkiten oder eines faschistischen Spions bin. Darum. Donnerwetter noch einmal!«

Dittbender hustete. Dittbender hustelte. Dittbender zwinkerte gequält mit den Augen. Dittbender schwieg.

Meiner Mutter schien plötzlich etwas einzufallen.

»Du, sag mal ..., bin ich überhaupt noch Mitglied der Partei?«, fragte sie mit bedrohlich leiser Stimme und einem Gesicht, als sei sie beim Erwachen. »Oder habt ihr mich als Kommunistin bereits zu den Akten gelegt?«

»Nicht dass ich wüsste«, wurde sie beschwichtigt. »Aber die allmonatlichen Beiträge soll ich vorläufig bis zur endgültigen Klärung deines Falles nicht annehmen. Nein, die soll ich bis zur endgültigen Klärung deines Falles nicht annehmen«, sagte Dittbender. Denn er stammte aus Sachsen.

»Also kaltgestellt«, resümierte Mutter. Trotzig warf sie den Kopf in den Nacken. »Ist mir vollkommen wurst. Aber dessen ungeachtet bestelle dem Genossen Pieck, dass ich ihn sprechen will.«

Dittbender drückte die bis zur Hälfte ausgerauchte Zigarette in den Aschenbecher. Sie schmeckte ihm nicht mehr. »Hat keinen Zweck, Martha. Verstehe bitte: Er wird es nicht tun. Er kann es nicht tun.« Das Wörtchen »kann« war behutsam unterstrichen.

»Und um uns auf diese gemeine Art und Weise abzufertigen und hinauszuschmeißen, beziehst du also von den Schweinen dein Gehalt?«, stieß Mutter hervor. »Na, ich gratuliere!«

Dittbender war zurückgefahren.

»Ich muss dich entschieden ersuchen, höflich zu bleiben und deine Ausdrücke etwas vorsichtiger auszuwählen!«, krächte er in den höchsten Tönen. Der Ärmste gab sich entschieden Mühe, empört dreinzuschauen. Nur gelang es ihm schlecht. Essig war es mit seiner Empörung. Er sah nur verstört aus, unsicher und kläglich wie immer.

»Höflich?«

Nur diese Ermahnung hatte Mutter noch gefehlt. Sie sprang auf und fegte mit einem einzigen langen Stoß das Tintenfass, Presspapier, Aktendeckel, Papiere und sonstige Schreibutensilien



vom Tisch. Dittbender stand ihr auf zitternden Beinen gegenüber und hielt sich mit beiden Händen an der Tischlampe fest.

»Schweine«, schrie Mutter ihn an. »Ihr gottverdammten Schweine! Als Pieck seine Frau zu mir nach Niederschöneweide in die Praxis brachte, habe ich sie ihm schön säuberlich ausgekratzt und ohne viel Federlesen daraus zu machen. Und merke dir das, du Lakaienseele: Unentgeltlich tat ich das. Dein sauberer Boss hatte damals nämlich gerade keinen Pfennig in bar, um mich zu bezahlen. Dass in Deutschland solcher Art Eingriffe verboten waren, brauche ich dir wohl nicht erst lang und breit vorzukauen. Oder? Strengstens verboten waren sie. Aber ich habe mich nie daran gehalten. Ich riskierte eben. Und, bewahre, nicht nur in seinem Fall. Immer tat ich das, wenn sich ein armes Luder an mich um Hilfe wendete. In hunderten und abermals hunderten Fällen handelte ich so. Und tagtäglich war ich für jeden zu sprechen, der mich brauchte.«

Dittbender war aschgrau geworden.

»Entschuldige«, murmelte er. »Aber du zwingst mich, die Miliz zu alarmieren«, und er langte nach dem Telefon.

Da krachte ein Faustschlag von Mutter an den Apparat, und er landete gleichfalls am Boden. »Piep, piep« kam es aus dem von der Gabel geglittenen Hörer. »Piep, piep.«

»Mutti!«, flehte ich und versuchte, die Rasende aus dem Zimmer zu drängen. »Aber bitte, beruhige dich.«

Hypnotisiert beobachtete Dittbender unser Ringen. Hinter meinem Rücken hörte ich die Tür aufgehen. In ihr stand eine Gruppe Frauen, ebenfalls Bittstellerinnen, die nach uns gekommen waren und die der Lärm aufgestört hatte.

Dittbender wies auf das Tohuwabohu zu seinen Füßen. »Seht her, wie die Genossin Ruben-Wolf sich bei mir aufgeführt hat«, verlangte er von den Eindringlingen. »Ihr könnt es bezeugen.«

»Jar nischt könn wir bezeugen«, erklang da die resolute Stimme der Grete König. »Det wär ja noch schöner. Wir ham ja jarnischt jesehn.« Und die Tür flog wieder zu.

Mit dem Schlag an den Telefonapparat hatte Mutter sich die Hand verletzt. Der Schmerz brachte sie zur Besinnung. Um ihre Mundwinkel begann es verräterisch zu zucken.

»Ach, hol euch allesamt der Teufel!« Ihrer Stimme hörte man bereits die verhaltenen Tränen an. »Warum habe ich euch nur nicht rechtzeitig durchschaut. Jetzt ist es zu spät. Verkauft und verraten habt ihr uns. Jawoll, verkauft und verraten. Komm, Sonja, wir haben hier nichts mehr zu suchen.«

Dittbender verlor keine Sekunde.

»Der Nächste, bitte!«, rief er uns spontan nach. Augenscheinlich befürchtete er, Mutter könne es sich überlegen und noch einmal umkehren. Er irrte, sie kam nie wieder.

Auch den ganzen Heimweg über weinte Mutter. Sie durchweinte den ganzen Abend, die darauf folgende Nacht und viele weitere darauf folgende Nächte. Und ich, die ich seit Vaters Verhaftung das Schlafzimmer mit ihr teilte, starrte, durch Mutters Schluchzen wach gehalten, stundenlang trockenen Auges ins Dunkle. Peinliges Mitleid mit ihr, der Zerrissenen, quälte mich; Angst und Sorge um Vater und die Befürchtung, dass der wilde Auftritt bei Dittbender noch üble Folgen haben könne, ließen mir keine Ruhe. Und es sei dem heute bereits verstorbenen Präsidenten der Deutschen Demokratischen Republik Wilhelm Pieck und dem Ersten Sekretär der sogenannten Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands Walter Ulbricht hoch angerechnet, dass sie meine verzweifelte Mutter damals in Moskau nicht denunziert haben.